



In Peru scheint an 320 Tagen im Jahr die Sonne. Das ist natürlich ein Traum. Doch die fröhlich-bunte Kulisse täuscht. Mehr als vierzig Prozent der Bevölkerung lebt in bitterer Armut. Foto: G.Auer/ Erzbistum Freiburg

Es war ein Donnerstag im Februar 1986. Inge Auer erinnert sich, als sei es gestern gewesen. Sie hatte das „Konradsblatt“, die Zeitung für das Erzbistum Freiburg, aus dem Briefkasten gefischt und war an einer Meldung hängen geblieben. Die Erzdiözese suchte mutige Pfarrgemeinden für eine Partnerschaft mit Peru. Inge Auer aus Kirchart, Hausfrau und Mutter von sechs Kindern, war elektrisiert. Obwohl sie kein Wort Spanisch verstand, gründete sie einen Perukreis und meldete sich. Die Antwort kam postwendend: Die neue Partnergemeinde von St. Ägidius hieß San Francisco de Asis und lag in Bernal an der Nordküste Perus. Ein Wüstendorf. 11 000 Kilometer von Kirchart, ihrem Heimatdorf östlich von Sinsheim, entfernt.

Heute, 32 Jahre später, spricht Inge Auer fließend spanisch. Sie war schon zwölf Mal am Pazifik, ist stundenlang über Schotterstraßen gehoppelt, hat mit dem Perukreis zig Aktionen gestartet, tausende von Euro für „ihr“ Dorf gesammelt und eine Partnerschafts-Infrastruktur aufgebaut. „Es vergeht kein Tag ohne Facebook-Nachricht aus Peru.“ Nur am berühmten Titecasee war Inge Auer noch nie. Eine Partnerschaft lässt keine Zeit für Sightseeing. Eine Geschichte über die Solidarität und das Teilen, passend zur Fastenzeit.

Peru ist das drittgrößte Land Südamerikas. Mehr als doppelt so groß wie Deutschland, aber viel dünner besiedelt. Von den 32 Millionen Peruanern leben knapp zehn Millionen in der Hauptstadt Lima. Im Süden Perus liegt die trockenste Wüste der Welt. Die Gletscher der Anden reichen bis hinauf auf 7000 Meter. Östlich der Kordillere beginnt der tropische Regenwald. Heiß, feucht und voller Moskitos. Es ist der letzte echte Urwald der Welt.

80 Prozent der Peruaner glauben katholisch. Das Priesterseminar ist noch ordentlich gefüllt mit jungen Männern. Das politische System krankt an den Folgen von Diktatur und Korruption. „Immerhin hat sich Peru für die Fußballweltmeisterschaft qualifiziert. Das hat das Volk sehr geeint“, lächelt Bischof Reinhold Nann. Der deutsche Priester vom Kaiserstuhl lebt seit mehr als 20 Jahren in Peru. Er hat in den Slums von Lima gearbeitet und im Urwald des Amazonasgebiets bei den indigenen Völkern.

Seit August 2017 ist Nann Bischof von Caraveli in den bitterarmen Hoch-Anden im Süden des Landes. Nann selbst sieht in seiner Ernennung ein Zeichen für das Umdenken in der katholischen Kirche unter Franziskus. „Der Papst will weg vom Klerikalismus hin zu einer dienenden Kirche“, sagt Reinhold Nann. „Je weniger wir haben, desto mehr können wir den Menschen geben.“ Die 140 Partnerschaften zwischen Gemeinden in Peru und in der Erzdiözese Freiburg hält Andenbischof Nann für ein Geschenk Gottes. Nicht wegen der Spendengelder, sondern wegen der menschlichen Begegnungen. „Für die Peruaner ist es sehr wichtig, dass es in Europa jemanden gibt, der an sie denkt.“

Der Perukreis aus Kirchart reiste 1997 erstmals in seine Partnergemeinde am Pazifik. Eine fremde Welt. Karg, windig, arm. „Im Dorf gab es kein Wasser, kein Abwasser, keinen Strom und keine medizinische Versorgung“, erzählt Inge Auer. Die Kinder liefen barfuß durch den

## „Wer weniger hat, kann mehr geben“

Peru ist seit über 30 Jahren das Partnerland der Erzdiözese Freiburg – Eine Geschichte über die Solidarität, passend zur Fastenzeit / Von Diana Deutsch

heißen Sand, die Kirche war ein Zelt mit Schilfdach, die Glocke hing an einem verkrüppelten Baum. „Wir waren die ersten Menschen mit weißer Hautfarbe, die die Dorfbewohner je gesehen haben“, erinnert sich Auer. „Doch trotz der Armut wurden wir herzlich und hilfsbereit aufgenommen. Die Peruaner würden ihr letztes Hemd für den Gast hergeben.“

Gabriele Henrichs nickt. Dieselbe Erfahrung hat sie auch gemacht, als sie von 1986 bis 1992 mit Mann und zwei Kindern in Lima gelebt hat. „Die Menschen in Peru haben so viel weniger als wir und sind so viel zufriedener.“

Lima. Die Hauptstadt. Karlheinz Henrichs arbeitete dort als Lehrer, Ga-

ernährte Kinder. Als dem Hospital das Geld ausging, wandt sich Henrichs an ihre Waibstädter Pfarrgemeinde. Beim Heimaturlaub hielt sie einen Vortrag über Lima, und löste in Waibstadt einen „peruanischen Flächenbrand“ (Henrichs) aus. Alle wollten helfen, alle wollten spenden. Geld, Kuchen, Kinderspielzeug, Kleider. Die Pfarrgemeinde organisierte einen „Tag für Peru“ in der Stadthalle, ein Großspender finanzierte gleich ein ganzes Spielzimmer im Krankenhaus.

Fast 30 Jahre ist das jetzt her. Die Partnerschaft zwischen der katholischen Pfarrgemeinde Mariä Himmelfahrt in Waibstadt und dem Tageskrankenhaus in Lima lebt noch immer. „Nutri-Vida“ ist

Jeder Bischof trägt einen Ring am Finger. Als Zeichen seiner Treue zu Gott. Meist sind diese Bischofsringe aus Gold und sehr wertvoll. Der Ring von Reinhold Nann ist aus schwarzem Kokosholz. Es stammt aus dem tropischen Regenwald. Der Urwald nimmt fast zwei Drittel des peruanischen Staatsgebietes ein, doch nur zehn Prozent der Peruaner leben hier. Was verständlich ist angesichts der Hitze, der extremen Luftfeuchtigkeit und der Moskitos. Es gibt dort keinen Strom, kein fließendes Wasser, keine Wege, kein Handy. Genau dieses extreme Ambiente hatte sich Nann im Frühjahr 2017 als künftigen Wohnort ausgesucht. Als Missionar wollte er in einem primitiven Hausboot den Fluss Putumayo be-

Als der Papst Peru besuchte, war Reinhold Nann schon Bischof in den Hoch-Anden. Von der Ernennung hatte er völlig überraschend mitten im Regenwald erfahren. Leicht sei es ihm nicht gefallen, seinen Missionarstraum aufzugeben, gesteht Nann. „Es hat wehgetan, die Menschen im Urwald verlassen zu müssen. In den letzten 15 Jahren gab es hier keinen Pfarrer. Dreimal hat es einer versucht, aber alle haben aufgegeben.“

Das Dorf Motil liegt im Norden Perus, traumhaft schön auf 3000 Metern Höhe. „Eine grandiose Landschaft“, schwärmt Barbara Berberich, die mit grandiosem Blick auf dem Dilsberg bei Neckargemünd wohnt. Wie Inge Auer in Kirchart hat auch Barbara Berberich vor 30 Jahren den Artikel über die neue Partnerschaft Freiburg-Peru studiert. Und sich beworben. Die Katholiken auf den Dilsberg erhielten Motil in den Anden. Um dorthin zu gelangen, muss man von Trujillo, der zweitgrößten Stadt Perus, acht Stunden in Pick-Ups über halbschwererische Schotterstraßen durchs Hochgebirge fahren.

Motil ist eine arme Gemeinde von indigenen Kleinbauern, die dem kargen Boden mit viel Mühe Kartoffeln, Mais und Bohnen bringen. „Bis 1978 hat das gesamte Land einem Großgrundbesitzer gehört“, erzählt Barbara Berberich. Seit der Bodenreform bearbeitet jeder sein Stückchen Land. Ein Leben von der Hand in den Mund. Ohne Strom, Gesundheitswesen, Telefon und Wasser. Als die Partnerschaft mit den Dilsberger Katholiken begann, hatte ein Erdbeben gerade den Kindergarten, die Kirche und das Gemeindehaus zerstört. Die Zahl der Analphabeten war sehr hoch, die Schule endete nach nur vier Jahren.

„Der Anfang mit Motil war sehr mühsam“, erinnert sich Barbara Berberich. Viele Briefe gingen verloren. Niemand sprach spanisch. Doch die Dilsberger Peru-Frauen gaben nicht auf. Sie backten und verkauften Linzertorten und Plätzchen. Marmelade, Liköre und Handarbeiten. Und Marmeladenglas um Marmeladenglas, Kuchen um Kuchen wurde Motil schöner.

Heute gibt es in den Anden ein Gemeindehaus mit acht Räumen und 10 Betten, eine Grund- und Sekundarschule, einen Kindergarten, Computer mit Flachbildschirmen, Handyempfang und Strom. Als Barbara Berberich 2016 mit 80 Jahren noch einmal nach Motil reiste, wurde sie empfangen wie eine Heldin. „Natürlich ziehen die jungen Leute heute immer noch in die Stadt“, sagt Berberich. Aber jetzt kämen sie nicht mehr als Analphabeten dort an.

„Solidarität ist viel mehr, als nur Geld schicken“, betont Inge Auer aus Kirchart. „Eine Partnerschaft lebt von Kommunikation und Spiritualität.“ Die Kirchartter haben mal einen 60 Meter langen Brief für Peru gemalt. Sie haben eine Partnerschaftskerze gestaltet, die bei jedem Gottesdienst brennt. Es gibt ein gemeinsames Partnerschaftsgebet und jeden Sonntag eine Fürbitte für Peru.

Der Perukreis auf dem Dilsberg hat ein Lieblingslied. Sie singen es bei jedem Treffen. Weil es Mut gibt. Und Hoffnung. „Ins Wasser fällt ein Stein, ganz heimlich, still und leise. Und ist er noch so klein, er zieht doch weite Kreise.“

Kontakt: kirche@rnz.de



In der 10-Millionen-Stadt Lima prallen die sozialen Gegensätze ungefiltert aufeinander.



Reinhold Nann vom Kaiserstuhl ist seit August 2017 Bischof in den Hoch-Anden.



An der Wüstenküste des Pazifik dient ein toter Baum als Glockenturm. Fotos:dd/privat

briefe tat sich schwer mit der riesigen Metropole, in der die gesellschaftlichen Gegensätze ungefiltert aufeinanderprallen. In Lima, erzählt Henrichs, gibt es wunderschöne Wohnviertel am Meer. Doch nur ein paar Straßen weiter hausten die Menschen in Schilfdachhütten ohne Wasser und Strom, umgeben von Bergen aus Müll. „Noch nie hatte ich so viel Armut gesehen“, erinnert sich die Waibstädterin. Und dann begegnete ihr auch noch die Mutter mit dem halb verhungerten Kind. „Es hat nicht geschrien und nicht geweint. Es hat nur noch leise gemauzt. Wie eine Katze.“ Das war die Initialzündung.

Gabriele Henrichs engagierte sich in einem Tageskrankenhaus für unter-

die Abkürzung von „Nutricion da Vida – Ernährung gibt Leben“. Etwa 2500 Euro überweisen die Waibstädter jeden Monat nach Lima. Alle fünf Jahre fliegt eine Delegation in die Peruanische Hauptstadt, um nach dem Krankenhaus zu sehen. Die Kraichgauer kommen von Jahr zu Jahr zufriedener zurück. Das Gebäude und die Untersuchungszimmer sind sauber gefliest, es gibt einen Arzt, eine Psychologin, ein Labor, eine Apotheke und sogar eine Sprachtherapeutin. 30 000 Patienten pro Jahr werden im Nutri-Vida behandelt. „In den letzten Jahren haben wir zwei weitere Bitten um finanzielle Hilfe erhalten“, erzählt Gabriele Henrichs. Von einer Kinderklinik und einer Altentagesstätte.

fahren und rund 40 Urwald-Dörfer seelsorgerisch betreuen.

Der Peruanische Regenwald ist der letzte Urwald der Welt. Nur hier leben noch rund 200 indigene Stämme ohne Kontakt zur Außenwelt. Doch ihr Lebensraum ist gefährdet. Durch Edelhölzwilderer, illegale Goldwäscher, die Drogenmafia, die im Dschungel Coca anbaut, durch internationale Ölkonzerne. Eine mächtige Gegnerschaft, deren Handeln Papst Franziskus auf seiner Peru-Reise im Januar radikal verurteilte. „Ihr seid wichtiger als Gold, Erdöl und Edelhölzer“, rief er den indigenen Amazonasbewohnern zu. „Ihr seid Kinder Gottes. Niemand hat das Recht, euch eure Stammesgebiete zu entreißen.“